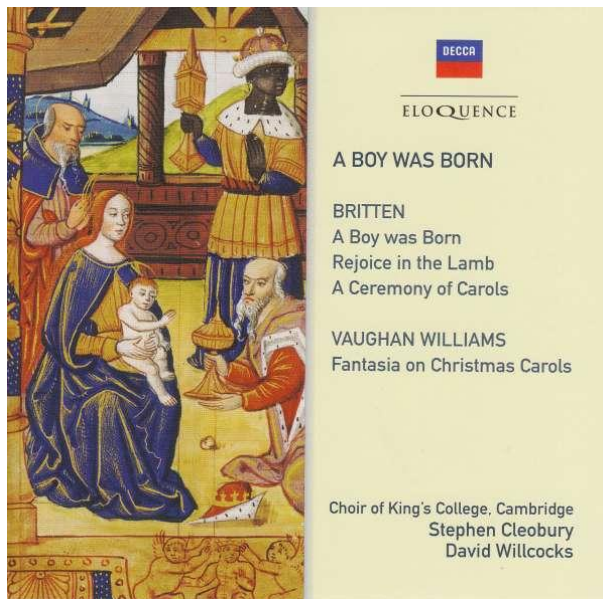


## Benjamin Britten, *A Ceremony of Carols*



*A Ceremony of Carols*, Benjamin Britten's Opus 28, entstand 1942, als der Komponist per Schiff von den USA nach England zurückreiste und sich während der Passage in eine Sammlung mittelenglischer Gedichte vertiefte, die er sich bei einem Zwischenhalt gekauft hatte. Der aus elf Sätzen bestehende Zyklus ist in einer für Britten charakteristischen Weise fragil und kühl, ja reserviert; durch die sparsame, ganz auf klangliche Helligkeit gestellte Besetzung – Knabenchor, Soli und Harfe – erhält die Musik ein monochromes Gepräge. Trotz ihrer emotionalen Verhaltenheit erschließt sich Britten's vielgerühmte Kunst, der in seiner Heimat einzig die Musik des sprichwörtlichen Orpheus Britannicus, Henry Purcell's, an Subtilität gleichkommt, wie üblich bereits beim ersten Hören. Der silbrige Gesamtklang scheint oftmals prismatisch gebrochen und zu unerhört vielfältigen Nuancen und Valeurs zerstreut; namentlich den Gesangsstimmen sind differenzierteste und zugleich unheimlich suggestive Wirkungen abgewonnen: Zu Beginn ist es, als tönten die Stimmen aus der Ferne, sie muten verschollen und verweht an, dann sind sie mit einem Mal klar und plastisch, später gläsern, sphärisch; in anderen Takten wiederum verlieren sie ihre Konsistenz, nehmen sie etwas Flirrendes, Irisierendes, Opalisierendes an, so dass sich eine Art akustischer Halo einstellt. Britten erzielt solche Effekte mit einer Fülle satztechnischer, harmonischer und rhythmischer Feinheiten; die Knabenstimme, die ohnehin einen unpersönlichen, überweltlichen, wohl auch etwas aseptischen Klang hat, ist gleichsam wie ein Instrument gehandhabt: Man meint zuweilen gar, dass sie die Harfe imitiert, die ihrerseits phasenweise eine bestrickende Kantabilität von frappierender Eindringlichkeit und Expressivität gewinnt: Unabweisbar wird dieser Eindruck im *Interlude*, einem Solo für die Harfe, die eine nachgerade sprechende Melodie intoniert und einer Stimmung melancholischer, ja trauernder Versonnenheit einen Ausdruck von nachgerade gestischer Prägnanz verleiht. Das Moment der Verfremdung, das die instrumentale Behandlung der Stimmen mit sich bringt, erstreckt sich auch auf die konnotative Kraft mancher melodischen Formel, die zum Wortlaut oder zum Inhalt der Textvorlage in direkter Beziehung steht; die rhetorischen oder illustrativen Elemente der Musik werden gleichsam ins Abstrakte übersetzt und vergeistigt, das Gebärdenhafte, Figurative von Britten's so beredter Diktion bleibt trotz seiner Durchhörbarkeit mehrsinnig und hintergründig. Gleichzeitig gewinnt das mittelalterliche Englisch verblüffende Gegenwartigkeit, intuitive Eingängigkeit und federnde Geschmeidigkeit. – *A Ceremony of Carols* darf in der Weihnachtszeit nicht fehlen; das unterschwellig so sensible, im Übrigen auch perfekt ausbalancierte Werk ist das natürliche – und unentbehrliche – Gegenstück zum Bach'schen *Weihnachts-Oratorium*! Es sind mehrere Einspielungen verfügbar; ich empfehle die Aufnahme mit dem Choir des King's College unter dem erfahrenen David Willcocks und mit Osian Ellis an der Harfe; die DECCA hat diese Produktion mit zwei anderen Meisterwerken von Britten und mit der nostalgisch-auratischen *Fantasia on Christmas Carols* von Ralph Vaughan Williams gekoppelt.

Zur weiteren Lektüre

Norbert Abels, Benjamin Britten. Berlin 2017.